

Saint-Tropez

Die Weltwoche, 20. Juli 2000

Erst kamen die Maler, dann Brigitte Bardot. Später bleiche Pariser und Aussteiger aus aller Welt. Heute treffen im kleinen Fischerdorf an der Côte d'Azur massenhaft Tagestouristen und der internationale Jetset aufeinander. Eine Reportage über verwehte und handfeste Mythen

Von Natascha Knecht und Nina Toepfer

Ankommen: „Saint-Tropez im Juli?“ Spöttische Spitzen entpuppen sich als versteckter Neid. Die Warnungen hingegen sind explizit: „Be prepared“ mahnt ein Hochglanzmagazin die Mutigen. Als zöge man in die Schlacht. Am besten schickt man Jacht und Besatzung voraus. „The right sort“, schreibt ein englischer Reiseführer, landet mit dem Boot oder dem Helikopter. Was es ausserdem braucht: Melancholie-Empfänglichkeit und gleichzeitig Melancholie-Resistenz in der richtigen Abmischung – für ausgeträumte und andere Träume. „Was, Sie sind zu Fuss?“, fragt man uns konsterniert bei der Ankunft. Aus solch misslicher Lage, lernen wir, gibt es zwei logische Auswege: Vespa mieten oder Porsche angeln.

Der Jachthafen: Hochburg des Hedonismus, Zentrum der Bohème, internationales „Bronzodrome“. Das Dorf, das eine Weltstadt ist, und wenn nicht Zweitresidenz, so doch wichtiger Stopover auf dem Partypfad zwischen Miami-Beach und Gstaad, das hat alles mit Saint-Tropez viel oder gar nichts zu tun. Kommt drauf an, welches man meint. Entdecker gibt es viele. Es müssen ja nicht in jedem Fall Seefahrer sein. Guy de Maupassant beschrieb bereits 1888 seine Liebe zu „dieser einfachen Tochter des Meeres“. Die Frau kam also früh ins Spiel. Erst mit Andeutungen auf explizite Reize, dann war „Topless“ der Trend, bis die Sache überdeutlich wurde. Louis de Funès tauchte als „Gendarme de Saint-Tropez“ im Kino auf, als Zappelphilipp, um mit Händen und Füßen einen Rest von Moral an der allgemeinen Entfesselung zu retten. Inzwischen trägt Madame wieder ihr Oberteil, ausser am Strand. Wo Monsieur Magazine liest, die titeln: „Mehr Muskeln, weniger Gewicht“.

Man muss eben zu sich sehen und zusehen, dass man gesehen wird. Am besten am Hafen, Quai d'Honneur. Hier spielt das Ritual am auffälligsten. Hier parken die Jachten, weisse Doppel- und Dreidecker, manchmal ein Segelschiff, vereinzelt schlanke Schönheiten zwischen bauchigen Gefährten. Wer hier anlegt, bewegt sich, zumindest auf dem hinteren Deck, unter Aufsicht der Passanten. Vor allem abends. Die Schiffe heissen „Gone Away“ und „Lionhart“, „Princess Magna“ und „One More Toy“. Mittags poliert die Besatzung die schönen Spielzeuge, dann riecht es nach Seife, und am Quai sitzen Schachspieler und die Maler vom Hafen. Abends serviert die Besatzung den Champagner und Delikatessen. Man schaut den Reichen in die Teller, sieht, wie ein Tom-Cruise-Doppelgänger seine fünf Freundinnen mit amüsanten

Geschichten langweilt, wie einer zum Dessert und für die Videokamera Handstände übt. Das Theater der Anschaulichkeiten braucht beide Ensembles: die zu Wasser und die zu Lande. Die Brücke dazwischen ist die Gangway, davor warnt hier und da ein Schild: „Private. No Entry“.

Mythos I: BB & Vadim: Als Gott die Frau schuf, war sie zwar perfekt, vom geschwungenen Mund bis zu den modellierten Fesseln, sie war blond und hinreissend. Doch Gott war, in diesem irdischen Fall, ein Monsieur und seine Schöpfung ein fehlbares Wesen. Sinnlich, querköpfig, schwach und unglaublich verführerisch. Sie hat etwas, das einen verrückt macht, seufzten die Männer im Dorf und schickten sich demütig in die Natur der Dinge. Wer solche Lippen hat, bekommt alles im Leben, prophezeite ihr väterlicher Verehrer, während er ihr Kinn zu sich hob. Das schöne Kind lief barfuss, tanzte und sonnte sich. Brachte sich ins Gerede, wenn nicht in Verruf. Sie liebte den einen und heiratete seinen Bruder, doch an ersten Lieben schneidet man sich tief. Es kam zur verbotenen Stunde. Fast hätte sie, Mund hin oder her, alles verloren im Leben.

„Et Dieu créa la femme“ heisst Roger Vadims filmische Ode an seine Gefährtin Brigitte Bardot, sie kam 1956 in die Kinos, löste eine Amour fou aus und lieferte jedem Schreiber, der über Saint-Tropez ein Wort verliert, die obligatorische Zeile. „Und Gott schuf die Frau“, der Titel ist nicht zu überbieten.

Die Bardot war gebohren. Und für das kleine, wunderbar verträumte Dorf, die Gässchen und die von Salz und Wind blättrigen Fassaden, die Hafensperrpromenade mit den einfachen Bistrotts, das superbe Meer im superben Licht – für Saint-Tropez begann eine neue Ära.

Selbst diese Geschichte ist längst Legende. Es gibt ein Buch von Yves Bigot, der sie, „die verrückte und wahrhaftige Geschichte von Saint-Tropez“, vergnüglich erzählt: Wie die bleichen Existenzialisten aus den Kellern zu Paris, aus ihren Treffs in Saint-Germain-des-Prés herausströmten ans Licht. Nicht nach Nizza oder Cannes, das sass die Bourgeoisie schon fest und prunkte. Vadim hatte diesen unverdorbenen Flecken am Ende der Welt während des Krieges entdeckt und nannte ihn „paradis de poche“, Paradies im Taschenformat. War er gerade mal nicht da, erfand er in Paris das Wort „Diskothek“, kam er zurück, hatte irgendwer, schon in den Vierzigern, ein ausgeflipptes Strandaccessoire mit einem ausgeflippten Namen erfunden. Einen Badeanzug, kein Atomtestgelände. Damals war der Bikini in Tahiti, dem tropezianischen Strand, en vogue.

Alle waren sie ans Licht gekommen, wo die Orangen über den Köpfen baumeln, Bougainvilleen in Kaskaden auf die Gassen fallen und Leanderbäume blühen. Das Pariser Café „Flore“ hatte seine Dépendance gefunden. Sartre, Juliette Gréco, Boris Vian, man trifft einander in den Cafés am Hafen, im „Gorille“, wo Vadim seinen Ferrari gleich an der Bar parkte, im „Sénéquier“ und im „Escale“. Picasso trinkt seinen Pastis auf der Terrasse von „La Ponche“.

Die Sitte empfiehlt sich noch immer. Das „Ponche“, Rue des Remparts über dem alten Fischerhafen, ist heute ein Viersternehotel, deckt Gläserreihen auf Tischtücher, serviert Langusten, Steinbutt und Hummer. Oder gleich nebenan, im „Pesquiere“, mit derselben Sicht, aber einfachen Holztischen. Und wenn man dem Oberkellner den kleinsten Gefallen tut, spendiert er den Kaffee.

Jedenfalls blickt man von dort direkt hinunter auf einen winzigen Strand mitten im Dorf. Bei Sonnenuntergang kommt einer vorbei, besingt „The House of the Rising Sun“ und streckt den Hut hin. Eiswürfel klimpern im Rosé, und nachts, wenn am Strändchen die Glühbirnen-Stränge leuchten, verwandelt sich das Strändchen in eine fellineske Tanzfläche. Die Illusion ist perfekt, welches Jahr schreiben wir schon wieder?

Das Licht: Von der Zitadelle aus, auf dem Hügel über Saint-Tropez, blendet das Meer wie eine silberne Leuchtfläche. Schwarze Zahnstocher stechen da rein, es sind die Masten der Schiffe im Hafen. Ein majestätischer Viermaster ankert in gebührender Distanz und demonstriert wahre Grösse. Weiter draussen zeichnen gespannte Segel weisse Dreiecke ins perfekte Blau. Davor das sanfte Braun der Ziegeldächer. Aus ihrer Mitte ragt der Turm der Eglise Notre-Dame de l'Assomption, oben gelb, unten orange.

Mittags spiegelt sich das Licht weisslich auf den Blättern der Bäume. Erst abends wird es sanfter, mischt sich etwas Gold rein. Das ist dramatisch, und natürlich kann man das so nicht schreiben. Vor den Filmstars, um die vorletzte Jahrhundertwende, kamen die Maler, Paul Signac und Francis Picabia, Paul Braque und Pierre Bonnard. Im Musée de L'Annonciade, eine Sammlung mit ausgezeichnetem Ruf, sind sie ausgestellt, Matisse und Seurat, die Künstler des Lichts. Doch die versprengten Fleissigen, die sich hier Kultur antun, bleiben am längsten vor einem anderen Bild stehen: auf einem Terrässchen des Museums überblickt man den Hafen.

Le Directeur: „Wissen Sie, was die Berühmtheit von Saint-Tropez ausmacht?“ Benoit Remy, Direktor des Office de Tourisme, ist ein resoluter Mann. Eben war er am Telefon, Frankreichs Verteidigungsminister hat sich angemeldet, in drei, vier Tagen kommt er zum Wochenende, man finde ihm bitte ein Hotelzimmer. Etwas knapp, sagt Remy, etwa so, als würde ich kurzfristig einen Parkplatz auf den Champs-Élysées für den 14. Juli reservieren. Aber gut, man ist es gewohnt, das Unmögliche zu leisten.

Aufgeschreckt durch unser Fragen über die „célébrités“, die doch von überall her nach Saint-Tropez reisen, startet Remy zum Kurzvortrag. Ob wir wüssten, wie Saint-Tropez berühmt wurde? Wir haben keine Zeit zu antworten, das besorgt er gleich selbst und nicht ohne Theatralik: Das Licht. Darum die Maler. Das Showbiz kam später.

Und was ist nun mit den „célébrités“? Die Jacht-Champagner-Helikopter-Prominenz macht nur zehn Prozent der Besucher aus, sagt Remy, und meint jene Exhibitionisten am Hafen. Immerhin: Der Rest pflege den diskreteren Auftritt, Prominenz aus Wirtschaft und Politik. Wenn sich die Konzernbosse am Pool treffen, werden Geschäfte gemacht. Nur eben anders.

Krisen? „Krisen erreichen Saint-Tropez immer als letztes, Konjunktur-Aufschwünge immer als erstes“, dafür sorgt das luxuriöse Lage an der Top-Adresse. Es gilt die 20-80-Regel: Zwanzig Prozent der Besucher steuern achtzig Prozent des Umsatzes bei. Diese Klientel ist superreich, da werden Millionen ausgegeben an einem Tag, sagt Remy.

Statistisch gesprochen, muss Saint-Tropez einen Riesenandrang meistern. Da sind 2'000 Parkplätze und fast 12'000 Hotelbetten auf der einen und bis zu 40'000 Tagestouristen auf der anderen Seite. Die Bevölkerung (6'700 Einwohner) wächst in der Hochsaison auf das Zehnfache. Verkehrsprobleme im Paradies: Oft wachse der Stau vor Saint-Tropez auf zehn Kilometer an, sagt Remy. Er tut einiges, auch diese Gäste gebührend zu empfangen. Junge Freiwillige in roten T-Shirts beraten, weisen Wege, bitten um Respekt für die Umwelt und um Tenue: Bitte, die Herren, keine nackten Oberkörper.

„Wir haben kein Problem mit der Berühmtheit, hingegen ein Image-Problem“, sagt Remy. Vielleicht wacht er deshalb so scharf über seine Journalisten, merkt sich die Namen von Unliebsamen. Wie auch immer, wir erinnern uns an die Geschichte, als der New Yorker Bürgermeister einst den Patron des „Escale“ gefragt haben soll, wie viel er für Werbung ausbebe. Keinen Sou, sagte dieser ihm. Hier gehen gewisse Dinge eben von selbst: Frankreich gewinnt die Fussball-EM, und was sagen die „Bleus“, diese goldenen Jungs, gleich nach dem Spiel vor der Nation am Fernsehen? Jetzt fahren wir nach Saint-Tropez.

Club 55: Wer nicht per Jacht gekommen ist, hat sein Statussymbol auf dem Parkplatz stehen: Neben dem fetten Mercedes steht ein nächster, dann ein BMW, wieder ein Mercedes, ein Porsche, BMW, Jaguar, Bentley, ein alter Ferrari, weiter hinten Oldtimer mit offenem Verdeck. Über fünfzig Limousinen und Sportwagen der Extraklasse, Silber metallic oder schwarz. Autokennzeichen aus ganz Europa. Wir stellen unsere Vespa hinter dem Schild ab und vermuten die anderen Vespas gehörten den Klubbediensteten.

Vor dem Parkplatz führt der Weg direkt ins Klubrestaurant. Die Tische stehen eng aneinander. Mit Früchten und Gemüse dekorierte Platten kontrastieren die weissen Tischtücher. Rundum gepflegter Rasen, eigenwillig gewachsene Olivenbäume. Daneben die Bar, Wassersprinkler an den Dachbalken. Ein kleiner Laden verkauft alles, was man im Hotel oder auf der Jacht vergessen hat. Eine Baslerin schaut sich mit ihrer rund zehnjährigen Tochter die Strandtücher an. „Mami, Mami, schau. Dieses kosten umgerechnet nur hundert Franken!“

Der Club 55 gehört weltweit zu den bekanntesten Jetset-Treffs und liegt in der Bucht von Pampelonne, nahe Saint-Tropez. An seinem Strand braten um die Mittagszeit gebräunte Gäste in der Sonne, andere haben sich unter weisse Sonnenschirme geflüchtet. Damen jeden Alters oben ohne. Mit dunkler Sonnenbrille die Herren, unauffällig nach links und rechts wandernder Blick, das „portable“ am Ohr. Tiefblau das Meer, jetzt im Juli erfrischend kühl, der Sand weiss und gepflegt. Clubangestellte eilen umher, richten neu ankommenden Gästen ein Strandbett.

Ein Bootssteg führt zwanzig Meter ins Meer hinaus. Am Horizont schwimmen die ersten Villen an. Viele liegen abends im Hafen von Saint-Tropez. Doch hier im „Club 55“, sieht man, wem diese Vermögen gehören. Die Eigner (meist ältere Paare) lassen sich mit dem Schlauchboot von ihren Dienern an Land bringen. Zu zweit, mit dem Hund der Saison, mit Freunden oder Familie

stolzieren sie über den Steg und steuern geradewegs zum Restaurant zum späten Déjeuner. Mehrere Fotografen lungern umher. Am nächsten Tag sind die Schnappschüsse auf den Titelseiten der Regionalzeitungen abgebildet, je nach Rang auch in der internationalen Klatschpresse. Für den nächsten Tag hat sich die französische Fussballmannschaft angemeldet. Zidane, Barthez, Leboeuf und Co.

Ohne Reservation gibt es im „Club 55“ nichts, weder Mittagessen noch Strandliege. Die Tische sind begehrt, oft Tage zum Voraus ausgebucht. Prinzessin Caroline von Monaco und Ehemann Prinz Ernst-August von Hannover mit Bébé Alexandra von Hannover und Andréa, Carolines 16-jährigem Sohn, sorgen an diesem Mittag für verhaltenes Aufsehen im Klub-Restaurant. Schliesslich, man kennt einander ja.

Gérard, ein Mittfünfziger, in strahlend weisser „Club-55“-Uniform, empfängt die Gäste, überprüft ihre Reservation, führt sie an einen Tisch. Wer Rang und Namen hat, bedient er zuvorkommend, Unbekannte lässt er warten – auch uns.

Zwei junge Amerikanerinnen mit langen Beinen unter kurzen Röcken drängen sich an uns und anderen wartenden Gästen vorbei zum Tisch mit den Reservationskarten. „Siehst du? Levi. Vier Personen. Und hier Wood. Die kommen auch!“ Eine klatscht erfreut mit den Händen. „Wusste ich’s doch! Ach, und da: Green. Das sind wir.“ Die beiden nehmen ihre Karte und eilen damit zu Gérard, der gerade ein Schwätzchen hält. Er zeigt den jungen Frauen ihren Tisch, kommt (endlich) zurück und nimmt die Reservationskarte mit unserem Namen. Wir atmen auf. Doch: Gérard erblickt just in diesem Augenblick zwei ältere Damen. „Bonjour Mesdames“, reicht ihnen die Hand. „Oui, votre table. Tout de suite.“ Wir Hingehaltenen stehen dem Servierpersonal im Weg. „Excusez-moi, Madame. Pardon, Monsieur.“

Nach einer halben Stunde reicht es uns. Im Nachbarrestaurant werden wir wie sonst überall in und um Saint-Tropez freundlich empfangen und bedient, essen hervorragend zu akzeptablem Preis.

Der Betrieb zwischen Klub und Yachten wird reger. An die zwanzig Boote und einige Segelschiffe haben in der Bucht angelegt. „Club-55“-Angestellte mit Walkie-Talkies helfen aus, wenn ein Schlauchboot eine Motorpanne hat, bringen Gäste zurück auf ihre Boote, holen neue ab. Inzwischen sind alle Strandbetten belegt.

Familien trudeln ein. Direkt vor uns richtet ein Angestellter einer weiteren Familie aus Basel ein Strandbett zurecht. Der Sohn will sofort ins Wasser. Besorgt verbietet ihm die Mutter die Schuhe auszuziehen. Der Vater interveniert: „Das arme Kind! Die Leute denken noch, es habe seltsame Eltern.“

Im kühlen Nass toben Kinder herum, springen trotz Verbotsschild vom Bootsteg. Dort stehen die Jetsetter nun Schlange, wollen zurück auf Ihre Yacht. Die Sonne nähert sich langsam dem Horizont. Auf dem Parkplatz fahren Angestellte Limousinen vor, überreichen die Schlüssel. „A demain.“

Um 19 Uhr sitzen im Restaurant nur noch wenige. Sie sind direkt vom Mittagessen zum Apéro übergegangen, scherzen, lachen, singen. Auch Andréa, Sohn von Prinzessin Caroline von Monaco, sitzt noch mit zwei Freunden auf

einer weiss gepolsterten Bank in der Bar. Sie stehen auf. „see you in London“, verabschiedet sich Andréa vom einen. Mit dem anderen geht er hinunter zum Strand. Telefoniert. Minuten später werden sie abgeholt.

Eingetragenes Markenzeichen: Vielleicht ist Saint-Tropez nur die Fata Morgana einer sehnsüchtigen Fantasie. Während zwei Monaten von Touristen okkupiert. „Saint-Tropez“, sagt jemand, der das ganze Jahr hier lebt, sei nur eine Klammer im Leben von „Saint-Tropez“. Schon vor dem grossen Run in Juli und August muss man Tische reservieren und Strandplätze. Sicher ist: Beide, „Saint-Trop“ wie „Saint-Tropez“ sind seit 1994 eingetragene Markenzeichen.

Ein vierköpfiges Komitee, in dem auch der Cépoun sitzt, seines Zeichens auf Lebenszeit gewählte Instanz für tropezianische Tradition und, wie wir hören, mit dem Bürgermeister der wichtigste Mann am Ort, prüft die Anfragen. Das Label „Saint-Trop“ ist nur deshalb geschützt, damit es nicht in Umlauf kommt. „Saint-Tropez“ hingegen dürfen mittlerweile unter anderem ein Champagner des Hauses Vranken tragen, „Les Demoiselles de Saint-Tropez“ und eine Fernsehserie, die in Frankreich „Sous le soleil“ heisst und im Ausland „Saint-Tropez“. Hingegen müssen verschiedene Souvenirs, T-Shirts, eine Wegwerfkamera und ein Präservativ-Hersteller ohne das Label auskommen.

Freilufteinkaufszentrum: Beide arbeiten auf einer Jacht. Sie als Fitnesstrainerin, er als Yogalehrer. Nach ihrem kurzen Aufenthalt an Land findet das junge Paar aus New York treffende Worte: „Saint-Tropez ist wie ein grosses, kompaktes Freilufteinkaufszentrum.“ In der Tat: Jede Distanz im Altstädtchen bewältigt man mühelos zu Fuss – auch mit Stöckelschuhen. Für Frauen diesen Sommer ein Muss, sogar Mädchen tragen sie.

In den malerischen Gässchen reihen sich Kleider- an Kleider- an Schuhboutiquen. Sie verkaufen neueste Designermode: Yves Saint Laurent, Dior, Olivier Strelli, Martine Chambon, Versace, Roberto Cavalli, Alles, was bekannt, exklusiv und teuer ist. In einem Schaufenster hängt eine bunt bestickte Handtasche, sieht aus, als stamme sie vom Flohmarkt in Bombay. Sie kostet weit über tausend Schweizer Franken.

Auch wenn man nicht aussieht wie eine wandelnde Platin-Kreditkarte, darf man die Boutiquen betreten und frei Regale und Kleiderständer durchwühlen. Keine Verkäuferin steht im Rücken und wacht. Die meisten Geschäfte sind klein und ohne Umkleidekabinen. Will man etwas anprobieren, stellt die Verkäuferin lächelnd einen Paravent vor einen Spiegel. Gelegenheit, in die exklusiven Kollektionen zu schlüpfen, so oft uns so lange man will. Gefällt das Kleid nicht (oder es ist zu teuer), macht das nichts. Die Verkäuferinnen bleiben nett. „Au revoir, Madame.“ So muss Gott das Einkaufsparadies im Himmel geschaffen haben...

Zu den hohen Absätzen trägt die Frau dieses Jahr bunte und enge Kleidung. Die Röcke knielang, die Shirts unbedingt im selben Muster. Sehr wichtig sind Träger über die Schulter. Kurze Ärmel sind von vorgestern, unausgesprochen verboten – tagsüber und abends. Die aktuelle Modefarbe zeigt sich in allen Lila-Nuancen, die Stoffe sind gemustert im indisch-asiatischen Stil.

Abends trägt in Saint-Tropez weder Frau noch Mann schwarz. In der Disco sind helle Unifarben en vogue. Für die Frauen gilt auch nachts: knielanger Rock und Spaghettiträger. Die Männer tragen fast uniform beige Hosen und hellblaues Hemd, léger über die Hose fallend. Die Kleidung muss salopp wirken. Um jeden Preis.

Das Dorf: Montag und Samstag ist Markt an der Place des Lices. Einkäufer zwängen sich zwischen die Stände, Kinderwagen blockieren den Flanierfluss, im Stau zwischen Schafskäse, Olivenöl, Essig und Schinken, Bikinis und Tischtüchern zum halben Boutiquen-Preis hört man die Rufe englischer Touristen, „come on girls, we're here“.

Zum kleinen Fischmarkt beim Hafen nimmt man eine der Einkaufsstrassen, Rue Clemenceau, Rue François-Sibilli oder Rue Gambetta. In der überdachten halle glotzt der frische Fang vom Tresen, die Langusten recken noch die Fühler in die Luft. Crevetten aus Afrika, „Camarones“, ihre Riesenvariante, aus Madagaskar, Filets aus der Bretagne. Wieder unter dem perfekten Himmel, Place aus Herbes, kauft man die Beilagen, an zwei, drei Ständen, die eigentlich Sillleben sind. Ananas, Erdbeeren, Papaya und Ingwerwurzeln, Walderdbeeren und Artischocken und natürlich die Gewürzbündel aus Rosmarin, Estragon und frischem Lorbeer.

Die Rue Victor-Lagier führt hinauf in die Altstadt. Wenn mittags im gelb-orangen Kirchturm die Glocken läuten und der dünne Ton ins Treiben schneidet, wird es plötzlich still. Selbst Anfang Juli geht es noch: sich allein auf Entdeckungstour zu glauben.

Place des Lices: Platanen werfen Schattenflecke auf den sandigen Boden. Schuhe knirschen und färben sich staubig. Männer mit Mützen spielen Pétanque. Wer quer über den Platz geht, muss die Kugelbahnen mit einrechnen. Passanten führen ihre Trouvailles von Prada, Gucci, Dolce & Gabbana spazieren. In den Bistros am Platz werden Aperitifs unter Markisen gereicht.

Traditioneller Treffpunkt der Pétanquiers und Lieblingsmotiv der Vielmaler am Hafen ist das „Café des Arts“. Da hängen ausgebleichte Fotos von früheren Turnieren, reihen sich die Pokale, da verstauen die Spieler ihre Kugeln im alten Holzgestell. Man hört das Klacken der Kugeln und die Stimmen der Spieler. Ou lala, das war knapp. „Enfoiré!“, ruft der Nächste und meint in aller Fröhlichkeit nichts besonders Nettos. „Engfoiré“, heisst das manchmal noch im Süden. Madame sitzt mit ihrer Enkelin auf der Bank. Plaudert mit dem Weisshaarigen, den sie „Mon Général“ nennen. Der Verkehr, und, ja haben Sie gehört, die Hitzewelle in Rumänien, die Armen. Hier geht's noch, sagt Madame, „on est bien“, bieng, obschon die Kleider am Körper kleben. Eine Vespa kurvt über den Platz, möchte mal wissen, was der da sucht, knurrt Mon Général und wendet sich wieder dem Spiel zu. „Genau gezielt“, „sehr gut“, nur wenn er spottet, spotten die Spieler zurück: Bitte Zurückhaltung bei den Kommentaren aus auf den Zuschauerreihen.

Dann platziert der Sprengmeister die Füße sauberlich im Startkreis, holt weit aus, wirft die Kugel in hohem Boden zu den anderen, macht einen Sprung

nach vorne, pass auf, du fällst ja noch, frotzelt einer und grinst. Dann spritzen die andere Kugeln davon, man berät die neue Ordnung, misst den Abstand zur kleinen roten Kugel mit den Füßen. Seh ich ja noch von Auge, mischt sich Mon Général von der Bank aus wieder ein, hätte ich euch gleich sagen können. Derweil eine junge Frau mit Funktelefon gefährlich nah am Kugelknäuel vorbeigeht. Der Sprengmeister wagt eine kleine Avance, die Frau nimmt's mit Charme, und Madame quittiert: Hey, hast wohl vergessen, dass du verheiratet bist. Wie immer, der Sprengmeister platziert auch die ruhigen Kugeln präzise, Mon Général ist voller Bewunderung. Die Partie steht bestens, bis der letzte Wurf das Blatt schlagartig wendet. Das gibt's doch nicht, die Männer werfen die Arme in die Höhe, alles hat er weggefegt, habe Sie das gesehen?, wendet er sich gar an die fremde Beobachterin.

Der Sprengmeister setzt sich. Das hat mir jetzt den Schwung genommen. Mon Général und Madame rücken etwas zur Seite.

Caves du Roy: Die Hand an der bordeauxroten Kordel entscheidet alles. Wer ins „Caves du Roy“ hinein will, den Nachklub von Saint-Tropez schlechthin, muss zuerst neun Türsteher überzeugen. Jeder ist mehr als zwei Meter gross, mit Schultern wie Schränke und Oberarmen wie Popeye nach zehn Dosen Spinat. Sie befinden, wer sich drinnen vergnügen darf und wer nicht. Wie eine Wand stehen sie da, scheuen sich nicht, Leute abzuweisen.

Zieht eines dieser neun starken Händepaare die Bordeauxrote Kordel beiseite, darf man etwas auf sich halten. Die Kriterien sind streng und streng subjektiv. Eine bestandene Gesichtskontrolle reicht noch lange nicht. Ebenso wichtig sind Kleidung, Figur, Frisur, Benehmen, Ausstrahlung, mit wem man gekommen ist, in welchem Hotel man wohnt, oder ganz einfach, ob man ein Star ist.

George Michael, Bruce Willis, Rod Stewart, Naomi Campbell, Paul Allen waren schon da. Jack Nicholson kommt jedes Jahr. Seine Auftritte sind die grössten Momente im Berufsleben von Fred, dem Cheftürsteher. Fred ist ein Fan von Jack Nicholson: „Als er das erste Mal vor mir stand, war ich sehr aufgeregt.“ Und dieses Jahr natürlich die Fussballer.

Die bordeauxrote Kordel öffnet sich für uns – auch ohne Presseausweis. Drinnen empfängt uns eine Dame im langen schwarzen Körbchenkleid: „Bar ou table?“. Mit „Bar“ geben wir, ohne es zu wissen, die richtige Antwort. Denn ein Glas Veuve-Clicquot kostet dort bloss 35 Franken (nicht Francs!), am Tisch muss man eine ganze Flasche bestellen. Die Einrichtung ist pompös, seitlich von der Tanzfläche stehen leuchtende Säulen wie Palmen. Kitschig, doch der Gesamteindruck stimmt. Kein Schnörkel zu viel, kein Detail zu wenig. Der Nachklub ist ein Kunstwerk, so wie das Fünfsternehotel „Byblos“, zu dem er gehört.

Vor Mitternacht ist das Lokal menschenleer. Dann geht es schnell. Innerhalb einer halben Stunde sind alle Stühle und Tische besetzt. Man legt Sommerhits auf, für jeden etwas. Die Tanzfläche ist gerammelt voll, die Bewegungen zu dieser Stunde noch verhalten. Das Bild erinnert eher an eine Mode- und Modellschau. Im Caves du Roy tanzen perfekte Beine, makellose

Körper mit tadellosem Teint – oder junge starke Männertorsos. Ein weisshaariges Paar amüsiert sich auf der Tanzfläche. „St-Tropeeeeeez...“, brüllt der DJ ins Mikrofon. Die Stimmung steigt. Junge tanzen auf Tischen vor, was sie vor dem Spiegel geübt haben.

Jeden Abend vergnügen sich hier fünfhundert Leute, sechs Monate pro Jahr ist der Nachtclub geöffnet. Draussen wartet eine Schlange von Nachtschwärmern, bis andere Platz machen. Doch auch zu später Stunde gelten dieselben Regeln für den Eintritt. Fred und Konsorten bleiben hart. Richtig Ärger gebe es höchstens einmal pro Saison, erzählt der Cheftürsteher, der seinen Beruf als Physiognomist bezeichnet. Fast sein halbes Leben arbeitet er schon in dieser Gesellschaft. Mit siebzehn liess er sich zum Bodyguard ausbilden, mit zwanzig kam er zum „Caves du Roy“. Heute ist er dreissig und denkt an einen Klubwechsel. Der gut aussehende Franzose mit den dunkelbraunen Augen hat viele Angebote. Miami gefiele ihm.

Fred kennt viele, viele kennen ihn. „Bonsoir, Monsieur Fred“, ruft ihm eine Lady von weitem entgegen. Die ganze Welt hat ja nur auf sie gewartet. „Comment allez-vous?“, schmeichelt sie mit amerikanischem Akzent und angetrunkener Stimme. Fred lässt sie dennoch rein. Sollte sie sich auffällig benehmen, fliegt sie raus. „Wir behandeln alle gleich, ob Stars, Wirtschaftsgrössen oder andere Gäste“, behauptet er. Das „Caves du Roy“ sei ein Klub mit Klasse, eine jahrzehntealte Institution, die für Stil und Sicherheit bürge. Selbst Prinz Ernst-August benimmt sich in diesem Klub.

Mythos II: François Sagan: „Wir tanzten zu den gebrochenen Klängen einer Klarinette und sagten uns dabei Worte der Liebe, Worte, die am Abend süss und wunderbar waren und die ich am nächsten Morgen vergessen hatte.“ Wenn morgens das superbe Licht durch die Jalousien die weissen Laken streift, sind Wachen und Schlafen in träumerischer Schweben.

Die Liebe duftet nach Nadelwald und zeichnet zarte Farben ins Gesicht. Entspannt die Bewegungen, macht sie weich und träge. Das Meer schlägt ans Ufer, die Hitze schläfert ein. Tage des hellen Glücks, alles ist leicht und Lachen. Man fährt gelegentlich nach Cannes ins Kasino oder in die Clubs von Saint-Tropez. Cécile, 17, segelt mit Cyrill durch stille Buchten, Cyrills Arme sind stark, und zärtlich und beschützend.

François Sagan war neunzehn, als sie 1954 mit „Bonjour tristesse“ debütierte und die Literaturszene aufmischte. In Saint-Tropez, wo Otto Preminger den Roman vier Jahre später verfilmte mit Deborah Kerr, David Niven und Jean Seberg, fungierte sie gelegentlich als Schiedsrichterin. Wenn Roger Vadim und Gunter Sachs sich Autorennen lieferten. Sagan teilte das Amt mit anderen aus der Clique, manchmal war Marlon Brando dabei. Cécile hat eine Vorliebe für Wilde-Zitate, ihr lebenslustiger Vater („Meine Tochter wird immer Männer finden, die für sie sorgen“) für wechselnde Freundinnen. Zwei kommen mit für den Sommer an der Côte. „Wir verfügten über alle Elemente eines Dramas: einen Verführer, eine Halbweltdame und eine Frau mit Geist.“ Gegen Letztere spinnt Cécile Intrigen, immerhin ist deren Hochzeit mit Papa angesagt. Doch die „Hauptsache“ in diesem bourgeoisen Spiel mit antibourgeoisem Touch

war „die Gegenwart des Meeres, sein ununterbrochener Rhythmus und die Sonne“.

Bora-Bora: Sein Körper ist tief gebräunt, mässig athletisch, die Hüfte leicht ausladend. Patrick ist nicht mehr der Jüngste, doch damit tut er sich schwer. Modischer Glatzkopf und spitzer Backenbart vom Ohr bis zum Mundwinkel. Das Grau gibt dem Mann Charme. Patrick ist Plagiste am Bora-Bora-Strand. Hier traf sich der Jetset, bevor der „Club 55“ in der Bucht von Pampelonne eröffnet wurde. Vorbei sind die wilden Tage. Heute befindet sich hier das Strandaltersheim von Saint-Tropez.

Eine fünfköpfige Familie hat sich zum Bora-Bora verirrt. Patrick rückt ihnen die grün-weiss gestreiften Strandbetten zurecht. Die Mutter ist froh, dass der Stöckelschuhmarsch vom Parkplatz nur zwei Minuten gedauert hat. Ihr dunkles Haar hat sie zu Heidizöpfen geflochten, trägt einen grossen weissen Hut und topmodisches, weisses Strand-Outfit. Sie cremt ihre drei Töchter ein. Papa hat die braune Lederaktentasche mitgenommen, kramt ein Buch hervor.

Praktisch alle Strandbetten sind besetzt, doch die Menschen scheinen sich zu langweilen. Nicht einmal die drei Kinder stellen etwas an. Einzig Patrick ist aktiv, er reht jede halbe Stunde die Algen zurück ins Meer. Der starke Wind macht jetzt auch das Lesen zur Kunst. Die meisten Gäste haben deshalb auf die windgeschützte Restaurantterrasse gewechselt, schlemmen Krabbenmousse oder Garnelen, trinken Champagner. Eine blonde Schönheit mit makelloser Figur führt die zehn neusten Strandmoden aus dem Bora-Bora-Laden jedem Tisch vor. Hinten hängen die Preisschilder, doch darauf achtet niemand. Eine Flasche Wasser kostet hier zehn Schweizer Franken.

Les Salins: Geheimtipp der Einheimischen ist der Plage des Salins. Kein Privatstrand, jeder Platz ist gratis, alle Badegäste bringen Sonnenschirme und Verpflegung selbst mit. Die Stimmung ist friedlich. Doch Strand und Wasser sind voller Algen, die am Abend auch den Abfluss in der Hoteldusche verstopfen.

Key West: Jungvolk trifft sich im Key West, einem Strand in der Nähe des „Club 55“ in der algenfreien Bucht von Pampelonne. Musik dringt aus der Bar, schlanke Frauen räkeln sich in knappen Monokinis, Adonisse diskutieren im Stehen. Alle paar Minuten piept ein „portable“. Einige kommen nur zum Essen in den Klub, verbinden den Anlass mit einem Ausfährtchen im offenen Jeep.

Am späten Nachmittag treten in der Bar zwei Musiker auf. Coverversionen von Lenny Kravitz bis Bob Marley. Unten am Strand verkauft ein Jamaikaner exotische Strandkleidung und führt sie gleich am eigenen Körper vor. Sein Geschäft läuft unbefriedigend. Kein einziges Stück wird er los.

Mythos III: Gaius Silvius Torpeto. Am Strand fing alles an. Nur viel früher. Am 17. Mai des Jahres 68 nach Christus strandete eine Barke mit grauslichem Inhalt am Ufer. Ein Kopf, ein Hahn und ein Hund. Einst gehörte der Kopf dem Chef der kaiserlichen Garde am Hofe Neros. Gaius Silvius Torpeto, ein angesehener Offizier, war zum Christentum übergetreten, hatte sich, auch unter Einräumung

einer Bedenkzeit, geweigert, der neuen Religion abzuschwören, das kostete ihn den Kopf. Den warf man den Tieren zum Frass vor, stiess das Boot bei Pisa ins Meer und überliess das weitere Schicksal der Strömung. Eine Woche lang trieb das Schiffchen umher, doch Hund und Hahn wären lieber verhungert, als über den Märtyrer Gaius Silvius Torpeto herzufallen. Seither hat der Flecken Erde seinen Namen Saint-Tropez.